



# Der Scheiterhaufen

Roman

Suhrkamp

György  
Dragomán





György Dragomán

# DER SCHEITERHAUFEN

Roman

Aus dem Ungarischen von  
Lacy Kornitzer

Suhrkamp Verlag

Der Übersetzer dankt dem Deutschen Übersetzerfonds  
für die großzügige Unterstützung seiner Arbeit.  
Abweichungen der vorliegenden Übersetzung von  
der Originalausgabe wurden mit dem Autor abgestimmt.

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
*Máglya* bei Magvető in Budapest  
Erste Auflage 2015  
© Dragomán György, 2014  
© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2015  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen  
Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk  
und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Druck: Pustet, Regensburg  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-42498-8

Für Anna



## EINS

Ich warte im Flur, vor dem Direktorzimmer. Betrachte die Tafeln, die Absolventen in ihren weißen Blusen. Bei mir ist es erst in fünf Jahren so weit. Ich betrachte ihre Frisuren, die meisten tragen Zöpfe, ich beschließe, darum zu bitten, dass ich mit offenem Haar auf der Tafel sein darf. Ich ziehe das Gummi ab, mache das Haar auf und kämme es mit den Fingern. Schon ziemlich lang. Seit einiger Zeit lasse ich es wachsen.

Ich warte. Sehe zum Fenster hinaus in den Park. Auf den kahlen Pappeln der Allee hocken schwarze Vögel. Raben.

Ich betrachte die Raben und warte.

Ich frage mich, was die Direktorin wohl von mir will.

Bald bin ich ein halbes Jahr im Internat. Alle sind freundlich zu mir, die Schülerinnen, die Lehrer, die Erzieher. Sie bedauern mich wegen dem, was mit Vater und Mutter passiert ist.

Ich betrachte die Bäume, will nicht an sie denken. Ich warte.

Endlich geht die Tür auf. Die Direktorin ruft mich herein.

Ich trete ein. Vor ihrem Schreibtisch stehen zwei Lehnstühle. Sie bedeutet mir, Platz zu nehmen.

Auf dem anderen Lehnstuhl sitzt jemand. Eine alte Frau. Gebeugt sitzt sie da, ich sehe nur ihren schwarzen Pullover und ihre knochigen Schultern, in ein großes schwarzes Tuch gehüllt. Mit beiden Händen wärmt sie eine kleine Kaffeetasse, dreht und schwenkt sie hin und her. Die Untertasse liegt auf der Tasse, die knochigen Finger drücken sie an, als fürchte sie, etwas zu verschütten.



Ich setze mich. Sage guten Tag. Der lederbezogene Sitz des Lehnstuhls ist unangenehm hart.

Die alte Frau sieht auf, grüßt, nennt mich beim Namen. Ihre Augen sind von kaltem Grau, ihr Gesicht ist streng, auch ihre Stimme ist kalt.

Die Direktorin sagt, die alte Dame sei meinetwegen gekommen.

Sie sei meine Großmutter, sagt die Frau, und sie sei gekommen, um mich zu sich zu nehmen.

Ich habe keine Großmutter, sage ich. Auch keinen Großvater. Ich habe überhaupt niemanden.

Das stimmt nicht, sagt sie, sie sei sehr wohl meine Großmutter. Mamas Mutter.

Das ist nicht wahr, sage ich. Mama war Waise.

Nein, sagt sie. Meine Mutter sei keine Waise gewesen, mitnichten. Nur habe sie sich mit ihren Eltern völlig zerstritten und sei gegangen, sie habe sie nach einem heftigen Streit zurückgelassen, sie wolle sie nie mehr sehen, habe sie gesagt. Sie habe es so gewollt, und bitte, so sei es gekommen, hätte sie es bloß nicht getan. Danach hätten sie nichts mehr von ihr gehört, sie hätten nicht mal gewusst, ob sie noch lebe oder gestorben sei, nicht einmal, dass es ein Enkelkind gibt. Mein armer Großvater werde es nun auch nicht mehr erfahren. Nie hätte sie von meiner Mama gedacht, dass sie derart kalt-herzig sei.

Das ist nicht wahr, sage ich. Ich bin nicht Ihr Enkelkind.

Doch, das sei wahr, sagt die Alte. So wahr sie hier sitze.

Die Direktorin sagt etwas. Sie sagt der alten Frau, sie möge lieber etwas einfühlsamer und freundlicher sein.

Die Alte fuchtelt mit der Kaffeetasse, sagt, sie solle schweigen, ihr nicht reinreden, es sei besser, all das gleich zu Beginn zu klären. Durch die Bewegung verrutscht die Un-

tertasse, das Porzellan knirscht, die Tasse fällt aber nicht herunter, die Alte hält sie gut fest.

Die Direktorin verstummt. Die Alte sagt, sie möge so gut sein und hinausgehen, sie wolle mit mir unter vier Augen reden.

Ich möchte ihr sagen, sie soll nicht gehen, aber ich sage es nicht.

Die Direktorin erhebt sich langsam, man sieht, sie geht nur ungern, in der Tür sagt sie noch, sie sei draußen auf dem Flur.

Ich nicke.

Die Tür fällt zu. Ich sehe die Alte nicht an. Ich gucke auf meine Schuhe, die schwarz glänzenden Knöpfe auf den Spangen, unten an meinen Knöcheln.

Ich spüre, wie sie meine Hand nimmt, ihre ist warm und feucht, ich höre, wie sie schnieft. Ich hebe den Kopf und sehe Tränen in ihren Augen.

Eine Weile schaut sie nur, sagt nichts. Ich sehe, wie ihr die Tränen langsam übers Gesicht rinnen.

Sie befeuchtet ihre Lippen, die Zunge ist blassrosa. Dann spricht sie. Ihre Stimme klingt verändert. Weicher. Wärmer.

Sie sagt, ich solle ihr nicht böse sein. Sie habe nichts Schlechtes über meine Mama sagen wollen. Wie könne sie auch schlecht über sie sprechen, wo sie doch ihre Tochter war. Ihre geliebte Tochter. Die sie seit mehr als fünfzehn Jahren nicht gesehen habe. Und die sie nun nie mehr wiedersehen werde. Auch wenn sie ihr böse gewesen sei, sie habe ihr doch längst verziehen. Und sie sei sich sicher, dass meine Mama ihr auch verziehen hätte. Bestimmt. Das fühle sie in ihrem Herzen.

Sie zieht ihren Stuhl näher an mich heran, fährt mir mit der Hand übers Haar.

Sie sagt, ich sei für sie ein Geschenk des Schicksals. Jetzt, nach dem Tod meines armen Großvaters, habe sie niemanden mehr. Nur ich sei ihr geblieben. Ich solle verstehen, ich sei ihre Enkelin, wir gehörten zusammen, sie werde mich so lieben, wie sie ihre Tochter geliebt habe. Und noch viel mehr. Ich solle mitkommen. Sie bitte mich inniglich.

Ich antworte nicht.

Sie sagt, ich müsse mitkommen. Mir bleibe gar nichts anderes übrig, es sei mein Schicksal, sagt sie.

Nein, antworte ich.

Etwas wie Zorn lodert in den Augen der alten Frau auf, doch ihr Gesicht und ihr Mund lächeln. Sie sagt, sie werde es mir beweisen.

Sie nimmt meine Hand, zieht sie zur Kaffeetasse, die wir jetzt gemeinsam halten, wir beide mit beiden Händen. Das Porzellan ist warm.

Sie bittet mich, aufzupassen.

Ich spüre, wie meine Hand sich bewegt, wir drehen die Tasse um, und nun sitzt die Kaffeetasse verkehrt herum auf der Untertasse. Schwarzer Kaffeesatz sickert heraus, bildet dünne Rinnsale, formt sich zu Zacken. Ich sehe, wie die Zacken dicker werden und ineinanderlaufen.

Die Alte dreht die Tasse um und stellt sie auf die Untertasse. Sie fordert mich auf hineinzusehen.

Ich sehe hinein.

Der Kaffeesatz hat an der Innenseite der Tasse ein braunes Muster gebildet, eine Art Labyrinth im Sand.

Die Alte dreht die Tasse langsam im Kreis und fordert mich von neuem auf, hineinzusehen.

Ich sehe hinein.

Plötzlich erkenne ich in dem Muster mein Gesicht. Es hebt sich in feinen Linien ab, sieht aus wie eine frische

Tuschezeichnung, ich sehe meine Augen, meine Nase, den Schwung meines Mundes, mein Kinn. Ich muss lächeln. Das bin ich.

Die Alte legt den Finger auf den Tassenrand, führt ihn im Kreis, durch die Berührung beginnt das Porzellan zu klingen, die Linien meines Gesichts zerfließen, werden breiter, es ist, als würde ich größer und älter. Ich sehe das Gesicht von Mama, ich erkenne es, das ist sie, ihr Blick, ihr liebevolles, aber trauriges Lächeln, dann wird auch sie älter, ihr Gesicht bekommt Falten, das Kinn wird spitz, schon sehe ich das Gesicht der Alten, schon ist sie es, die mich aus dem Kaffeesatz anlächelt.

Ich spüre, dass die Tasse ganz abgekühlt ist, ich lasse sie mir aus der Hand nehmen, die Alte stellt sie auf den Schreibtisch der Direktorin.

Ich blicke auf, mit Tränen in den Augen, und höre, wie die Alte zu mir spricht.

Ich möge sie Großmama nennen, sagt sie.



Großmutter sagt, am besten sollten wir so schnell wie möglich aufbrechen. Wenn wir den Nachmittagszug noch kriegen, könnten wir gegen Mitternacht zu Hause sein. Ich solle meine Sachen zusammensuchen und packen, mich von allen, die mir lieb sind, verabschieden. Gut wäre, wenn ich in einer halben Stunde fertig sei.

Sie fragt, ob ich eine Uhr habe, und noch bevor ich sagen kann, nein, aber oben im Schlafzimmer gebe es eine große Wanduhr, nimmt sie schon ihre Armbanduhr ab. Sie legt sie mir in die Hand und sagt, die habe sie immer meiner Mutter schenken wollen. Ein Familienstück.

Die Uhr fühlt sich warm an, Großmutter bittet mich, sie mir genau anzusehen.

Ich öffne die Hand. Eine rechteckige Uhr, auf dem schmalen Zifferblatt sind anstelle der Zahlen bunte, stecknadelkopfgroße Steinchen, sie glänzen wie Wassertropfen, das Steinchen an der Stelle der Eins ist fast durchsichtig, dann werden sie, eines nach dem anderen, immer dunkler, das Steinchen für die Zwölf ist beinahe schwarz.

Eine solche Uhr habe ich noch nie gesehen, der Sekundenzeiger hüpfte nicht wie auf der großen Wanduhr, sondern geht, ohne zu stocken, im Kreis, dünn wie ein Härchen, dreht er widerstandslos seine Runden, ich starre auf den Zeiger, kann meinen Blick nicht lösen, er dreht sich wie der Strudel im Waschbecken, als wäre ein Haar ins Waschbecken gefallen, als würde der Strudel das Haar hinabreißen, tiefer, immer tiefer.

Ich kann meinen Blick nicht lösen, ich sehe, wie sich der Zeiger dreht, dreht und dreht, das Waschbecken ist voller Wasser, voll kaltem, kaltem Wasser, ich habe es eingelassen, um mir das Gesicht zu waschen, um nicht mehr so heftig zu weinen, die Genossin Polizeioffizier sagte, als sie mich entließ, ich solle mir das Gesicht waschen. Sie war freundlich, streichelte mir sogar den Arm, obwohl ich sie wieder schlagen wollte, sie wieder treten wollte, sie wieder beißen wollte, ich wollte, dass sie weggeht, zurückgeht, dorthin, wo sie hergekommen war, dass es wieder so ist, als wäre sie nie die Treppe hinaufgestiegen, als wäre sie nie vor unserer Tür stehen geblieben, als hätte sie nie bei uns geklingelt, als hätte sie nie unsere Wohnung betreten, als hätte sie mir nie gesagt, ich solle mich setzen, als hätte sie nie erzählt, was sie erzählt hat von meiner Mutter und meinem Vater und von dem Kohlenlaster, als hätte sie nie gesagt, dass sie es bedau-

re, dass sie es ehrlich und von Herzen bedauere, als hätte sie nie gesagt, dass ich stark sein soll. Ich will, dass sie zurücknimmt, was sie gesagt hat, ich will, dass es nicht wahr ist, ich will, dass alles wieder so wird, wie es früher war, bevor sie kam und alles verdorben hat, ich will, dass Mutter und Vater wieder nach Hause kommen.

Ich stecke den Stöpsel in den Abfluss und stelle das Wasser ab, ich will den Strudel nicht mehr sehen. Schluss damit.

Ich tauche mein Gesicht ins Wasser, es ist sehr kalt, auch die Hände tauche ich ein, ich presse sie mir ans Gesicht, drücke sie mir auf die Augen, halte die Luft an, ich will nicht atmen, will nicht an Vater und Mutter denken, will nichts denken, das Wasser ist eisig, meine Hände sind eisig, nur die Luft unten in meiner Lunge ist heiß, ich nehme die Hände vom Gesicht. Ich umklammere das Waschbecken, öffne die Augen und verschnaufe, ich sehe die Luftblasen meines Atems, sie prallen gegen das Waschbecken, zerplatzen, kleinere Blasen entstehen, wirbelnd schwimmen sie vor meinen Augen, nur nicht anrühren, denke ich, das ist alles, nicht bewegen, das kalte Wasser einatmen, die Nase, den Mund, die Kehle, die Lunge damit füllen, statt Luft das eiskalte Wasser einatmen. Das weiße Email des Waschbeckens ist ganz nah, ich sehe die zarten Risse, ich will das Wasser in mich hinein-atmen und kann nicht.

Ich reiße meinen Kopf aus dem Waschbecken, wild, als wäre nicht ich es, die ihn hebt, fast hätte ich mir den Nacken am Wasserhahn angeschlagen. Auch meine Hand gerät in Bewegung, selbständig, als wäre sie nicht meine Hand, sie greift hinein, fasst den Metallring und reißt den Stöpsel heraus, der Abfluss schmatzt, schluckt das Wasser, ich weine nicht, starre wieder in den Strudel, der sich dreht, dreht und dreht, entdecke ein langes schwarzes Haar, ich weiß, es ist

von meiner Mutter, es war ins Waschbecken gefallen, als sie sich vor der Fahrt noch kämmen wollte. Ich greife mit zwei Fingern ins Wasser, um das Haar zu schnappen, es gelingt nicht, der Strudel reißt es in den Abfluss. Ich starre das leere Waschbecken an, mein Gesicht ist kalt, ich kann nicht mehr weinen, will den Wasserhahn aufdrehen, will wieder den Strudel sehen. Von weitem, von draußen, höre ich die Stimme der Genossin Polizeioffizier, sie fragt, ob mit mir alles in Ordnung sei, ich starre ins Waschbecken, will hinausrufen, nein, nichts ist in Ordnung, nichts, nichts, nichts, dann sage ich aber doch, ja, ich komme gleich. Kalt und ruhig ist meine Stimme, eine fremde Stimme, sobald ich sie höre, weiß ich auch schon, dass es meine Stimme ist, ich greife zu dem kleinen Brett unter dem Spiegel, nehme Mamas Kamm, fahre mir damit durchs Haar, es knistert.

Jemand ruft mich beim Namen, eine fremde Stimme, die Stimme meiner Großmutter, sie fragt, wie spät es sei. Die Armbanduhr liegt in meiner Hand, ich sehe den Sekundenzeiger, wie er, ohne zu stocken, im Kreis geht, seine Runden dreht und dreht.

Ich will etwas sagen, es ist drei viertel vier, sage ich. In Ordnung, sagt Großmutter, viertel nach vier unten am großen Tor, mit deinem Gepäck.

Ich werde dort sein, sage ich und starre auf die Uhr.

Großmutter sagt, sie werde mir helfen. Sie greift nach meiner Hand, nimmt die Uhr, erst da bemerke ich, dass das Armband aus Metall ist. Großmutter spannt es zwischen den Fingern auf, legt mir die Uhr an, mit dem Zifferblatt nach innen. So müsse man diese Uhr tragen, sagt sie. Dann lässt sie den Verschluss einschnappen, kalt liegt das Metallband um mein Handgelenk, es macht mir Gänsehaut. Großmutter sagt, mein Handgelenk sei schön und schmal, die Uhr sitze

genau richtig, man müsse nichts verstellen, sieh selbst, wie gut dir die Uhr steht.

Das silberne Uhrenarmband glänzt auf meiner Haut, es scheint aus drei Metalldrähten geflochten zu sein, aber man sieht nicht, wo die Segmente ineinandergreifen. Ich spüre das Gewicht am Handgelenk, will etwas sagen, danke schön, sage ich.

Großmutter nickt und sagt, trag sie mit Freuden.



Der Schlafsaal ist leer. Die anderen sind in der Klasse, auch ich wurde ja von dort ins Direktorzimmer gerufen. Ich gehe zu meinem Bett, bücke mich und ziehe meinen Rollkoffer hervor. Er ist bordeauxrot, der Reißverschluss ist kaputt, schon kurz nach dem Kauf hat er nicht mehr funktioniert, meine Mutter war wütend gewesen, denn man konnte ihn nicht reparieren, und auch das Geld wurde nicht erstattet. Ich lege den Koffer aufs Bett.

In meinem Schrank hängen die Kleider auf Bügeln, der verschossene rote Wintermantel, meine drei Blusen, zwei Röcke, die Jeans mit Dreiviertelbein. Ich nehme sie heraus und lege sie aufs Bett.

In den Fächern drei Unterhosen, Socken, Strümpfe, auf dem oberen Brett meine Sportkleidung und der Turnsack mit Mamas altem Trainingsanzug, auf dem untersten meine beiden großen Norwegerpullover.

Alles lege ich aufs Bett.

Auch meine Schuhe nehme ich aus dem Schrank, nur die mit der Schnalle nicht, die habe ich ja an, ich habe noch ein Paar schwarze Lackschuhe und ein Paar weiße Tennisschuhe, die mit den grünen Gummisohlen.



Nur meine alte Schuluniform und die Pionieruniform hängen noch im Schrank, seit Silvester darf man sie nicht mehr anziehen. Seitdem braucht man keine Uniform mehr, und Pioniere gibt es auch nicht mehr. Doch ich nehme sie heraus. Das gelbe Rangabzeichen aus Garn hat sich vom Knopf des Pionierhemds gelöst, die Quasten haben sich verheddert.

Der Schrank ist jetzt ausgeräumt, bis auf ein Foto, das an der Innenseite der Tür klebt. Es ist in Farbe, aber die Farben sind ziemlich verblasst, das liege daran, hat Vater gesagt, dass die Entwicklung nicht gut gelungen sei. Auf dem Foto sind wir drei, Mutter, Vater und ich. Es ist oben in den Bergen entstanden, an einem Seeufer, es ist das einzige Bild, auf dem wir alle drei drauf sind, Vater hat es mit Selbstauslöser geschossen, wir lachen uns kaputt, weil Vater, der den Apparat auf einen Baumstumpf platziert und den Auslöser eingestellt hatte, so schnell zu uns rennen wollte, dass er über einen Zweig stolperte, sich sofort wieder aufrappelte und gerade noch rechtzeitig angerannt kam, um es ins Bild zu schaffen, und er hatte sogar noch Zeit, die Arme um uns zu legen, und erst als er bei uns stand, bemerkten wir, dass sich ein Tannenzweig in seinem Pullover verfangen hatte, und das brachte uns noch mehr zum Lachen.

Ich betrachte das Foto, sehe Mutters aufgelöstes Haar, berühre es mit der Kuppe meines Zeigefingers, streichele darüber, aber ich spüre es nicht, nur die Glätte des Fotopapiers. Mit dem Fingernagel fahre ich unter das Bild und trenne es vorsichtig von der Schranktür ab. Es geht gut, das Papier reißt nicht, nur an einer Ecke der Rückseite bleibt etwas Holzmehl haften.

Ich nehme meinen rot-blau-schwarzen Norwegerpullover vom Bett, die im Ärmel versteckte Plastiktüte raschelt. Ich

ziehe sie heraus, eine kleine gelbe Tüte mit Mamas schön gefaltetem französischem Seidentuch, im Zipfel des Tuchs sind die Eheringe eingeknotet. Seit dem Begräbnis habe ich es nicht mehr angerührt, auch jetzt ertaste ich es nur durch die Tüte, denke an den Jasminduft von Mamas Parfüm, das in dem Tuch aufbewahrt ist. Das Foto schiebe ich zwischen die Falten, durch die Schicht aus Plastik und Seide spüre ich seine harte Fläche.

Ich will die Tüte in den Ärmel zurückstecken, als mir einfällt, wie Großmutter's Finger die Armbanduhr an meinem Handgelenk befestigt haben. Ich stecke die Tüte nicht in den Ärmel zurück, sondern lege sie aufs Bett. Im Koffer liegen nur Vaters zusammengerollte Hosengürtel und mein altes Federetui. Ich hole den alten Anspitzer heraus, die Klinge sitzt locker, ich kann mit dem Nagel meines kleinen Fingers das Schraubchen herausdrehen, ich schraube die Klinge heraus, mache damit einen langen Schnitt in das Futter über dem Kofferboden, schiebe die Tüte und das Seidentuch mit den Eheringen zwischen den Kunstlederbezug und das Futter, streiche mit der Hand darüber, innen und dann auch außen, das Kunstleder ist ganz schön dick, man wird nicht erkennen, dass dahinter etwas versteckt sein könnte.

Ich nehme die beiden Gürtel meines Vaters heraus, die Schnalle des schwarzen hake ich in das letzte Loch des braunen ein, ziehe die Schnalle fest, das Gürtelende stecke ich in die angenietete Lederschlaufe, so ist er lang genug, um den Koffer zusammenzubinden.

Ich packe meine Kleider und Schuhe ein, hole mein Nachthemd unterm Kopfkissen hervor und lege es obendrauf, mache den Koffer zu, hebe ihn an, schiebe den Gürtel unten durch, dann durch den Griff, ziehe ihn straff und schnalle ihn zu.

Ich bin fertig.

Ich ziehe den Mantel an, nehme den Schal aus dem Ärmel und binde ihn mir um den Hals, die Strickmütze setze ich noch nicht auf.

Ich sehe mich im Schlafsaal um. Ich habe alles, lasse nichts zurück.

Zum Schluss gehe ich noch einmal zum Fenster, schaue hinaus in den Park. Mitten auf der Allee sehe ich jemanden stehen, dessen Schal im Wind flattert und der sich nicht bewegt, ich weiß, es ist Großmutter, ich weiß, sie beobachtet die Raben.



Ich gehe über den Flur, meine Schuhe klacken auf dem Beton. Die Gurte, die den Koffer zusammenhalten, quietschen bei jedem zweiten Schritt.

Vor dem Klassenzimmer bleibe ich stehen. Ich müsste nicht hineingehen, eigentlich will ich mich von niemandem verabschieden.

Einen Augenblick zögere ich, dann hebe ich doch den Arm, klopfe an, öffne die Tür.

Die rothaarige Lehrerin springt von ihrem Pult auf, lächelt mich an, sie ist nicht überrascht, mich im Mantel und mit dem Koffer in der Hand zu sehen. Bestimmt hat die Direktorin schon mit ihr gesprochen.

Sie winkt mich heran. Als ich vor der Tafel stehe, winkt die Lehrerin erneut, die Mädchen erheben sich von ihren Bänken.

Ich weiß, ich müsste mich von ihnen irgendwie verabschieden, doch ich möchte nichts sagen. Ich blicke auf meine Schuhe, auf die schwarze Ölfarbe des Fußbodens.

Dann hebe ich den Kopf. Ich weiß, was man in solchen Fällen sagen muss, doch ich bringe kein Wort heraus.

Die rothaarige Lehrerin kommt zu mir, bleibt neben mir stehen, legt mir den Arm um die Schulter. Sie sagt, liebe Mädchen, es hat sich so ergeben, dass unsere Schwester Emma uns heute verlässt, sie dankt euch für die Güte, die ihr ihr entgegengebracht habt, und bittet euch, sie in guter Erinnerung zu behalten. Obwohl sie nur eine kurze Zeit bei euch war, wird sie euch niemals vergessen. An dieser Stelle stockt die Stimme der rothaarigen Lehrerin, als sei sie gerührt, sie seufzt, holt tief Luft, wischt sich die krausen Haarsträhnen aus dem Gesicht, lächelt mich wieder an, spricht weiter und sagt, Abschied nehmen falle niemandem leicht, dann bittet sie die Mädchen, diesen schweren Moment mit einem schönen Lied leichter zu machen, und solange sie singen, könnte ich meine restlichen Sachen zusammensuchen und einpacken.

Sie hebt die Arme und gibt den Einsatz.

Die Mädchen fangen an zu singen, alle zusammen, auch die rothaarige Lehrerin singt mit, ich kenne das Lied, ich habe es auch oft gesungen, es ist schön und traurig, es handelt vom langen Weg und vom Staub des langen Weges. Ich stehe nur ein bisschen herum, ich höre ihnen zu und sehe sie an, dann gehe ich zu meinem Platz, klappe das Mathebuch und mein Matheheft zu, nehme die restlichen Bücher und Hefte aus meiner Bank, stelle meinen Koffer auf den Sitz. Ich mache den Gürtel nicht auf, ziehe nur den kaputten Reißverschluss an einem Ende des Koffers auf und schiebe die Bücher und Hefte durch den Spalt, die gelben Metallzacken kratzen an meiner Haut, ich schiebe sie tief zwischen meine Kleider.

Das Gesicht der rothaarigen Lehrerin ist vom Singen ganz rot geworden, sie dirigiert mit ausladenden Gesten, als stün-